
Der Siegeszug des Liberalismus im 19. Jahrhundert

Rezension von: Immanuel Wallerstein,
Der Siegeszug des Liberalismus
(1789-1914). Das moderne Welt-
system IV, Promedia Verlag, Wien 2012,
416 Seiten, broschiert, € 29,90.
ISBN 978-3-853-71347-1.

Dieses Buch ist der lang erwartete vierte Band der Geschichte des modernen Weltsystems. Mit ihr hat der Autor eine Wegmarke in der Globalgeschichtsschreibung gesetzt. Jeder Band kann für sich gelesen werden. Zusammengefügt entsteht ein Panoramabild der Herausbildung des kapitalistischen Weltsystems im langen 16. Jahrhundert (Band I), der Konsolidierung der Weltwirtschaft unter niederländischer Vorherrschaft im 17. Jahrhundert (Band II), der weiteren wirtschaftlichen und räumlichen Ausweitung im 18. und frühen 19. Jahrhundert (Band III) sowie der Herausbildung einer Geokultur für das Weltsystem im 19. Jahrhundert (Band IV).

Im vorliegenden Band hat sich der Autor auf das konzentriert, was im langen 19. Jahrhundert neu war. Dieses neue Phänomen nennt er den „Siegeszug des zentristischen Liberalismus“. Natürlich ist der Autor nicht der erste, der die Stärke des Liberalismus als Ideologie im 19. Jahrhundert betont, aber seine Herangehensweise an diese Frage unterscheidet sich jedoch etwas von der anderer Wissenschaftler. Dazu war es unter anderem notwendig, die schwierige Begriffsgeschichte des Wortes „Liberalismus“ nachzuzeichnen und die Verwirrung seiner

mehrdeutigen Verwendung aufzulösen, die einer stichhaltigen Analyse der ideologischen Realität im Wege steht.

Dabei musste der Autor zunächst herausarbeiten, dass im 19. Jahrhundert etwas geschaffen wurde, was in der historischen Entwicklung des modernen Weltsystems bis dahin noch nie dagewesen war: etwas, das der Autor seine „Geokultur“ bezeichnet. Darunter versteht er die Werte, die im ganzen Weltsystem weitgehend geteilt werden – sowohl explizit als auch latent.

Bis zum langen 19. Jahrhundert gab es eine Trennung zwischen der politischen Ökonomie des Weltsystems und seiner diskursiven Rhetorik. Im vierten Kapitel stellt deshalb der Autor dar, wie es die kulturellen Auswirkungen der Französischen Revolution zwingend erforderlich machten, diese Trennung durch die Herausbildung der drei Hauptideologien des modernen Weltsystems zu überwinden: Konservatismus, Liberalismus und Radikalismus.

Ungleichheit, so der Autor, ist ein grundlegendes Element des modernen Weltsystems sowie jedes bekannten historischen Systems. Was den historischen Kapitalismus unterscheidet und auszeichnet, ist, dass die Gleichheit zu seinem Ziel (und sogar zu einer seiner Errungenschaften) erklärt wurde – Gleichheit auf dem Markt, Gleichheit vor dem Gesetz und die grundsätzliche gesellschaftliche Gleichheit aller Individuen, die mit gleichen Rechten ausgestattet sind.

Die große politische Frage und die große kulturelle Frage der modernen Welt ist, wie dieses theoretische Loblied auf die Gleichheit mit der andauernden und zunehmend schärferen Polarisierung der realen Lebenschancen und mit der Befriedigung von Be-

dürfnissen in Einklang zu bringen ist, die der Kapitalismus geschaffen hat.

Diese Frage wurde lange Zeit – vom 16. bis zum 18. Jahrhundert – kaum zur Sprache gebracht. Ungleichheit galt noch immer als naturgegeben, ja gottgewollt. Doch nachdem der revolutionäre Aufschwung Ende des 18. Jahrhunderts die Rhetorik von der Gleichheit zu einem kulturellen Symbol gemacht hatte, sobald die Herausforderung der Machthaber überall zu sehen war, konnte die Kluft zwischen Theorie und Praxis nicht mehr einfach ignoriert werden. Es wurde zu einer Priorität für die Machthaber, die Folgen dieses kulturellen Anspruchs einzudämmen und somit die nun „gefährlichen Klassen“ zu bändigen.

Der Aufbau des liberalen Staates, so der Autor weiter, war der Rahmen, der diesen Anspruch begrenzen sollte, und die Ausarbeitung moderner Ideologien war wiederum ein grundlegender Mechanismus für den Aufbau des liberalen Staates.

Die große symbolische Geste der Französischen Revolution war die Abschaffung aller Titel; alle sollten als Bürger angesprochen werden. Diese Geste sollte die Ablehnung der traditionellen Hierarchien zeigen, die Festbeschreibung sozialer Gleichheit in der neuen Gesellschaft, die nun aufgebaut wurde. Die Französische Revolution endete, und die Titel und Anreden wurden wieder eingeführt, doch der Begriff des „Bürgers“ überlebte.

Und mehr als das: Er blühte und gedieh, er wurde zum Fundament des liberalen Staates. Er wurde juristisch auch überall übernommen, sodass man es 1918 weltweit für notwendig erachtete, den Begriff „staatenloser“ Personen zu erfinden, um, so der Autor, den recht kleinen Teil der Menschheit

zu beschreiben, die nirgendwo Staatsbürger waren.

Der Begriff des Staatsbürgers sollte einschließend sein: Alle Menschen in einem Staat sollten das Recht haben, am Prozess der kollektiven Entscheidungsfindung auf dem Feld der Politik teilzunehmen. Daraus folgt, dass jedem ein Anrecht auf die Sozialleistungen zustand, die der Staat zu verteilen hatte.

Die Kehrseite der Einbeziehung aller Staatsbürger war der Ausschluss: Jene, die nicht unter diese neue Kategorie der Bürger eines Staates fielen, gehörten nun *per definitionem* zu einer anderen Kategorie – Fremde, Ausländer. Doch in keinem Staat schränkte die Ausschließung der Ausländer innerhalb seiner Grenzen die Zahl der theoretisch einbezogenen Personen stark ein. Genau das war auch das Problem, mit dem die Staaten nach der Französischen Revolution konfrontiert waren. Zu viele Menschen waren Staatsbürger, und das konnte gefährliche Folgen haben.

In der Geschichte des 19. (und des 20.) Jahrhunderts versuchten einige (jene mit Privilegien und Vorteilen) ständig, die Staatsbürgerschaft möglichst eng zu definieren, während die anderen versuchten, eine breitere Definition durchzusetzen. Um diese Auseinandersetzung drehte sich die theoretische Debatte der Intellektuellen der Jahrzehnte nach 1789. Dies war die Auseinandersetzung, in der sich die sozialen Bewegungen herausbildeten.

Die Französische Revolution hatte auch zur Folge, dass revolutionäres Handeln einen Status erlangte, dessen Verheißung – oder Gefahr – sich gleichzeitig qualitativ von Rebellionen unterschied und moralisch damit vergleichbar war, worum es zu anderen

Zeiten und an anderen Orten bei großen religiösen Veränderungen ging. Da revolutionäres Handeln zugleich eine Verheißung als auch eine Gefahr darstellte, polarisierte es, und die Polarisierung bildete den Untergrund für die Politik der nächsten eineinhalb Jahrhunderte.

Die Französische Revolution, so der Autor, war 1815 definitiv zu Ende und ab da nur noch ein politisches Symbol sowie eine kulturelle Erinnerung. Sie hinterließ jedoch dem ganzen Weltsystem ein monumentales Erbe: Die Souveränität lag nun beim Volk. Das bedeutete, dass die privilegierten Schichten sich an dieses giftige Erbe gewöhnen mussten. Sie hatten dafür zu sorgen, es institutionell so zu integrieren, dass sein Potenzial für radikale Veränderung der bestehenden Hierarchien eingedämmt wurde.

Nach Wallerstein nahm dieser Prozess der Eindämmung drei Formen an: erstens die Kristallisierung dessen, was später „Ideologien“ genannt werden sollte, die sich als philosophische Gebäude sahen, aber in Wirklichkeit vor allem politische Strategien waren.

Zweitens die Ausarbeitung von begrifflichen Kategorien für einen neuen Diskurs zur Beschreibung der Welt. Das war anfangs und vor allem das Werk der dominierenden Schichten, die damit den Rahmen der Debatte vorgaben und so die Einschränkungen der Staatsbürgerrechte rechtfertigen wollten. Diese kreative Schaffung von Begriffen wurde schließlich in die Wissensstrukturen transformiert und institutionalisiert, die als Sozialwissenschaften bekannt wurden.

Drittens errichteten – anfangs vor allem die dominierten Schichten – ein Netzwerk von Organisationen, die als Triebkräfte von Veränderungen dienen

sollten, aber gleichzeitig Mechanismen zur Einschränkung von Veränderungen waren.

Die Zeit von 1815 bis 1848 war eine Periode, in der sich alle unsicher auf diesem veränderten politischen Parkett zu bewegen schienen. Die Reaktionen versuchten, das Rad der Zeit zurückzudrehen und das kulturelle Erdbeben der Französischen Revolution ungeschehen zu machen. Die dominierten (und unterdrückten) Schichten ihrerseits suchten nach passenden und effektiven Wegen, sich zu organisieren. Und die entstehende liberale Mitte war unsicher, wie sie sich eine passende politische Grundlage zurechtzimmern sollte oder könnte, um den Aufruhr unter Kontrolle zu bringen. Sie konzentrierte sich auf den Aufbau liberaler Staaten – zunächst in den mächtigsten Ländern: Großbritannien und Frankreich.

Die Weltrevolution von 1848 und ihre unmittelbaren Folgen sollten diese ungeklärten Fragen und Versuche lösen, um das Weltsystem zu stabilisieren und ein gewisses Maß an politischem Gleichgewicht wiederherzustellen. Die Revolution begann auch diesmal in Frankreich und genoss breite Unterstützung, sowohl von der Mittelschicht als auch von der Arbeiterklasse, von Bonapartisten und selbst von der Kirche. Sie fand sofort Widerhall in anderen europäischen Ländern – in Belgien, aber auch in all jenen Ländern, in denen der Nationalismus große Anziehungskraft hatte: Deutschland, Italien, Ungarn. Das einzige Land, wo keine Revolution stattfinden sollte, war England, was sofort damit erklärt wurde, dass die Menschen meinten, dass sie im bestehenden System beim Regieren des Landes eine Stimme hätten und diese auch etwas bewirkte.

Die Revolutionen von 1848 bildeten die erste Weltrevolution des modernen Weltsystems. Sie fand nicht in allen Teilen des Weltsystems statt. Die Revolutionäre erreichten auch nicht ihre Ziele; die Revolutionen erlitten im Wesentlichen eine politische Niederlage. Entscheidend ist, dass sich die Revolutionen um Fragen des Ausschlusses drehten – den Ausschluss von den Privilegien der Staatsbürgerschaft.

1848 sieht man erstmals deutlich, dass es zwei verschiedene Arten anti-systemischer Bewegungen geben konnte, zwei verschiedene Wege, mit diesem Ausschluss umzugehen: mehr Rechte innerhalb der Nation (d. h. soziale Revolution) oder die Trennung einer Volks- oder nationalen Gruppe von der anderen, von der dominierenden (d. h. nationale Revolution).

In den liberalen Staaten – in Westeuropa und Nordamerika, später auch in Zentraleuropa – kam die Forderung nach Aufnahme in die Staatsbürgerschaft am stärksten von der städtischen Arbeiterklasse. Ihr Kampf, den sie meist als Kampf des Proletariats gegen die Bourgeoisie und für Sozialismus bezeichneten, genoss und genießt bis heute die größte Aufmerksamkeit.

Während der ganzen Zeit – und in der Tat während des ganzen 19. und 20. Jahrhunderts – war die Angst vor den Massen und die Sorge um die Ordnung ein Motiv, das dem Handeln der herrschenden Klasse ständig zugrunde lag. Sowohl für die dominierenden Schichten als auch für die Arbeiterklasse stellte sich ständig die Frage: Welche Taktik ist am besten? Aus der Sicht der dominierenden Schichten hatte Unterdrückung ihre Vorteile, schürte jedoch auch die Glut und konnte schließlich Revolten provozieren. Da-

her fanden, so der Autor, es in den späten 1860er-Jahren sowohl Napoleon III. als auch die britische Konservative Partei angebracht, bestimmte Beschränkungen aufzuheben, Arbeiterorganisationen bis zu einem gewissen Grad zuzulassen und die Staatsbürgerschaft *de facto* etwas breiter zu definieren.

Im letzten Drittel des 19. Jahrhunderts entwickelte sich die Situation weiter. Der Sozialismus wurde zu einer mächtigen Bewegung und zu einer mächtigen Idee. Es gab also scheinbar eine beträchtliche Radikalisierung des Klassenkonfliktes, die mit der Pariser Kommune begann; darauf folgte der Aufstieg sozialistischer Parteien und Gewerkschaften, zumindest in allen stärker industrialisierten und wohlhabenderen Teilen des Weltsystems. Es ist heute eine Binsenweisheit, dass diese Bewegungen sich nach 1890 allgemein entradikalisierten, was darin gipfelte, dass 1914 alle sozialistischen Parteien für den Krieg stimmten (mit den Bolschewiki als besondere Ausnahme).

Das Bild, das die meisten historischen Abhandlungen, so der Autor, zu dem Thema bieten, ist eine Kurve der Militanz, die zuerst mit der Mobilisierung der Bevölkerung anstieg und dann mit reformistischer Klugheit (oder reformistischem Verrat, wenn man so will) wieder abfiel. Ganz grob gesagt stimmt das auch, doch der Anstieg dieser Kurve ging wohl nie so weit, wie manche meinen.

Für die meisten Forscher, so der Autor, fand die Industrielle Revolution zuerst in England statt und wird üblicherweise in etwa auf die Zeit zwischen 1760 und 1840 datiert. Danach sei sie in einer Reihe anderer Länder auf dem europäischen Kontinent und in Nord-

amerika nachgeahmt worden. Im Unterschied dazu meint der Autor, dass es in diesem Zeitraum in England ein zyklisches Wachstum der Mechanisierung in der Industrieproduktion gab, so wie es schon früher mehrere Male vorgekommen war und auch später einige Male vorkommen würde. Es handelt sich also um einen Prozess der Weltwirtschaft als Ganzes, der besonders zum Vorteil Englands beitrug, nach dessen Sieg über Frankreich in der Auseinandersetzung um die Rolle als neue Hegemonialmacht im Weltsystem.

Bezüglich der Französischen Revolution herrschte lange Zeit die sogenannte soziale Interpretation vor, die in der Revolution den Sturz der feudalen Kräfte durch die Bourgeoisie sah, der es Frankreich ermöglichte, ein kapitalistisches Land zu werden. In den letzten vierzig Jahren wurde diese Interpretation durch eine andere in Frage gestellt, die in der Französischen Revolution den Versuch sieht, einen liberalen parlamentarischen Pfad einzuschlagen, der aber misslang.

Auch hier stimmt der Autor mit keiner der beiden Ansichten überein. Für ihn war Frankreich schon lange vorher ein wesentlicher Bestandteil der kapitalistischen Weltwirtschaft geworden. Viel-

mehr sieht der Autor die Französische Revolution zum Teil als letzten Versuch, England in der Auseinandersetzung um die Stellung als Hegemonialmacht zu besiegen, und zum Teil als eine antisystemische (d. h. antikapitalistische) Revolution in der Geschichte des modernen Weltsystems, die im Grunde genommen scheiterte.

Nach Ansicht des Autors ist das moderne Weltsystem von zwei großen zyklischen Prozessen bestimmt. Der eine ist jener der Kondratjew-Zyklen, die jeweils rund fünfzig bis sechzig Jahre dauern – Zyklen des Wachstums und der Stagnation der Weltwirtschaft als Ganzes. Der zweite ist viel langsamer: der Prozess des Aufstiegs und des Niedergangs von Hegemonialmächten im internationalen Staatensystem.

Für diese Analyse hat Wallerstein so viele empirische Belege angeführt, wie er zusammentragen konnte, und alle ihm zur Verfügung stehenden theoretischen Argumente. Der Autor bietet damit eine Analyse an, die der Totalität der weltweiten gesellschaftlichen Realität besser gerecht wird als andere Versuche, das lange 19. Jahrhundert zu erklären.

Josef Schmee